

Literatur des Auslandes.

N^o 94.

Berlin, Montag den 6. August

1838.

Süd = Amerika.

Ein authentischer Beitrag zu dem Leben Bolivar's.

Die politische Laufbahn Bolivar's ist der Gegenstand vieler, wenngleich mehr oder weniger genügender Darstellungen gewesen, aber über sein frühestes Privatleben, seine Jünglingsjahre und die sonderbare Erziehung, die er genoss, hat sich keiner seiner Biographen verbreitet. Solche Einzelheiten kann nur die Hand der Freundschaft unter dem Schleier hervortragen, und mit Dank nehmen wir die nachfolgenden Mittheilungen einer edlen Spanierin auf, die in zweifacher Weise beglaubigt ist, indem sie Bolivar's Jugendleben aus dem Munde ihrer Aeltern hat, mit denen er während seines Aufenthaltes in Europa in näherer Verbindung stand, und die späteren Ereignisse von ihrer in Peru ansässigen Familie, mit welcher Bolivar die in Europa geschlossene Freundschaft fortsetzte. Wir lassen Sie in dem Folgenden selbst das Wort nehmen:

„Unter allen wichtigeren Städten des Spanischen Amerika's war um das Jahr 1790 Caraccas der Sammelplatz vielleicht der größten Zahl verdienstvoller Männer und verdankte diese geistige Ueberlegenheit seinem unausgesetzten Verkehr mit den Anstalten und selbst mit Europa. Vor Allen wurde der Name des Señor Bolivar genannt, den sein Geschmack an den Wissenschaften mit einem jungen Ausländer Namens Don Rodriguez zusammengeführt hatte, der gleichfalls wissenschaftlichen Untersuchungen, besonders der Mineralogie oblag. Ihre Zuneigung gewann einen so innigen Charakter, daß zwei Jahre später Señor Bolivar auf seinem Sterbebette Don Rodriguez zum Vormunde seines zwölfjährigen Sohnes einsetzte (Bolivar's Geburtsjahr ist 1780, nicht 85, wie man fälschlich angiebt). Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, so griff die Familie seine testamentlichen Verfügungen an; aber Rodriguez, durch einen Eid, den er dem sterbenden Bolivar geleistet, an seine Pflicht, dem Knaben Vaterstelle zu vertreten, gebunden, führte seine Sache mit so viel Feuer und vertheidigte die Wahl seines Freundes mit solcher Beredsamkeit, daß die Richter, erstaunt über das Talent des fremden, vierundzwanzigjährigen Mannes und überzeugt, daß er befähigt sey, einen nützlichen Bürger aus dem Knaben zu ziehen, ihm einhellig die Vormundschaft zuerkannten. Don Rodriguez traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen, das Vermögen seines Mündels sicher unterzubringen, und verließ darauf in Gesellschaft seines jungen Bögling's Caraccas und die neue Welt. Von da an widmete er seine Zeit und Kräfte einzig der Erziehung Simon Bolivar's, hielt ihm keine Lehrer, sondern führte ihn selbst mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit in die verschiedenen Gebiete des menschlichen Wissens ein. Der verstorbene Bolivar, von Natur sparsam, hatte stets sehr einfach gelebt, und es wurde Don Rodriguez nicht schwer, in seinem Böglinge die Ueberzeugung zu befestigen, daß er unbemittelter Herkunft wäre. Demgemäß lebten sie auf Reisen; stets zu Fuß, ihr Känzel auf dem Rücken durchzogen sie Europa, nahmen ihre Herberge in den niedrigen durch ihre Billigkeit bekannten Gasthöfen, und Simon Bolivar gewöhnte sich dadurch früh an Beschwerden und Entbehrungen, lernte aber auch schnell die Sprachen und Sitten des civilisirten Europa's kennen. In Bilbao war es, wohin Rodriguez aus unermittelten Gründen sich begab, daß sie die Bekanntschaft meiner Eltern machten, und eben da, daß Bolivar sich in eine junge Spanierin von schönem Aeubern und empfehlenden Sitten verliebte. Obgleich ihre zarte Jugend und ihre schwache Körper-Beschaffenheit nicht gestatteten, sich so früh zu verheirathen, so war Bolivar doch zu verliebt, um an Bögerungen zu denken, oder die Verheirathung aufzuschieben. So unangenehm auch dieses nicht vorhergesehene Intermezzo seinem Vormunde seyn mußte, so war er doch nicht gewohnt, seinem Mündel einen Wunsch abzuschlagen, und gab endlich seine Einwilligung. Bolivar war damals zwanzig Jahre alt.

Acht Monate waren verfloßen, seitdem mein Vater von Bilbao fortgezogen war und sich in Paris niedergelassen hatte, als er in den öffentlichen Blättern die Nachfrage nach seiner Adresse fand. Er begiebt sich sogleich in die unterzeichnete Wohnung, wird mit Widerstreben in eine unsaubere Straße und einen noch unsaubereren Gasthof gewiesen, muß auf seine Kleidung in den dritten Stock sich verfügen und findet in einem engen, dumpfen und schlecht möblirten Zimmer Bolivar, leidend und in der größ-

ten Niedergeschlagenheit über den Tod seiner Gattin, des Gegenstandes seiner ersten, heißen Liebe. Ueberdrüssig eines Dries, wo er sein Theuerstes eingebüßt, hatte er Bilbao verlassen und sich nach Paris begeben, wo er Rodriguez wiederzufinden hoffte, der seit längerer Zeit in Deutschland lebte. Zwar wurde er in seinen Erwartungen getäuscht, fand aber in dem theilnehmenden Herzen meiner Mutter die Hülfe, deren sein Schmerz bedurfte. So verfloßen ihm sechs Wochen in Paris, während welcher er nur den Umgang und die Zusprache meiner Aeltern genoss, bis er, da Rodriguez immer noch in Deutschland Aufenthalt fand, ihn zu suchen beschloß. — Erst nach zwei Jahren erfuhren wir abermals durch die Blätter, daß Bolivar in Paris wäre; aber dies Mal lautete die Unterschrift: Hôtel-des-Etrangers, rue Vivienne. Zweifelsud, ob dies derselbe Bolivar sey, suchten meine Aeltern Tags darauf den armen, kleinen Amerikaner auf, wie mein Vater ihn nannte. Er war's, oder richtiger, es war ein Anderer. Seine Gestalt, um vier Zoll höher, vereinigte Kraft mit Anmuth, ein dunkler Schnurrbart hob das Elfenbein seiner Zähne wie das Martialisches seiner Gestalt und der leidlichen Metamorphose entsprach die seines Geistes. Wo war der stille, in sich zurückgezogene, melancholische Mensch, nur den Wissenschaften und der Arbeit lebend, wie meine Mutter ihn gekannt hatte? Da war Alles verändert, Geist, Herz, Geschmack und Charakter. Er bewohnte in dem genannten Hôtel ein Quartier für 6000 Franken Miete, hielt eine reich gekleidete Dienerschaft, Equipage, herrliche Reispferde, hatte eine eigene Loge in der Oper, stand in öffentlicher Verbindung mit einer Tänzerin, war übertrieben verschwenderisch in seiner Garderobe, Alles im auffallendsten Gegensatz zu der ärmlichen Einfachheit seiner früheren Lebensweise. Vergeblich erschöpften sich meine Aeltern in Gründen über die Ursache einer so auffallenden Veränderung. Bolivar selbst gab ihnen endlich den erbetenen Aufschluß in einem Briefe, den ich im Original, Spanisch geschrieben, besitze und in einem Auszuge hier mittheilen will:

„Sehr werthe Frau und Freundin! Sie kennen mich, das gestehe ich; Sie wissen, daß man, wenn man etwas von mir heraus bekommen will, sich entschließen muß, mir zu schreiben, indem ich dadurch gezwungen werde, zu antworten und einer angenehmen Last mich zu unterziehen. Ich sage Last, verzeihen Sie, aber es ist das rechte Wort, denn Alles, was mich zwingt, nur zehn Minuten über einen und denselben Gegenstand nachzudenken, strengt mein Gehirn so an, daß ich die Feder oder die Unterhaltung muß fahren lassen, um am offenen Fenster Athem zu schöpfen. — Sie würden viel darum geben, sagen Sie, wenn Sie das Mittel wüßten, wie aus dem armen, kleinen Bolivar von Bilbao, dem bescheidenen, fleißigen, ökonomischen, der schlesenderische und verschwenderische, der müßiggängerische, der Bolivar aus der rue Vivienne wurde? Theure Therese, der ich keine Bitte versagen kann, nachdem sie in den Tagen meines Unglücks mit mir geweint hat, warum wollen Sie in dieses Geheimniß dringen? Wenn Sie die Lösung des Räthfels wissen, werden Sie nicht mehr an die Tugend glauben. Nicht mehr an die Tugend glauben, schrecklicher Gedanke! Was hat also diese Umgestaltung hervorgerufen? Ein einziges Wort, ein Zauberwort, das der bedachtame Rodriguez nie hätte aussprechen sollen. Aber Sie wollen es, so mögen Sie denn hören. — Sie erinnern sich des traurigen Zustandes, in welchem ich mich befand, als ich von Ihnen Abschied nahm, um Rodriguez in Wien aufzusuchen. Ich hegte große Erwartungen, heilsame Einflüsse von dem Umgange mit meinem alten Freunde, dem Gefährten meiner Kindheit, dem Vertrauten meiner Freuden und Schmerzen, dem Lehrer, dessen Wort und Rath noch nie ihre Gewalt auf mein Herz verfehlt hatten. Leider trug seine Freundschaft nicht die gewünschten Früchte. Was Rodriguez an Liebe besaß, hatte er den Wissenschaften geschenkt; meine Thränen rührten ihn, weil er mich innig liebte, blieben aber von ihm unverstanden. Seinen Eifer, seine Aufmerksamkeit nahm ein physikalisch-chemisches Cabinet in Anspruch, das ein großer Herr einrichtete und für die öffentliche Ausstellung bestimmt hatte. Knapp daß ich ihn eine Stunde des Tages sah; so oft ich ihn aufsuchte, sagte er mir im Fluge: Freund, suche dir Vergnügen, knüpfe Verbindungen an mit jungen Leuten deines Alters, besuche das Theater, du mußt dich zerstreuen, dies ist der einzige Weg, wieder gesund zu werden. Da sollte ich inne werden, daß diesem Manne, dem weisesten, dem edelsten

und ohne Widerrede außerordentlichsten Manne, der mir je begegnet ist, etwas von der Natur versagt war, das Ihrer schönen Seele, Freundin, so reichlich verliehen worden. Eine schleichende, verzehrende Krankheit befiel mich, die Aerzte erklärten sie für tödtlich und erfüllten mit ihrem Ausspruch die geheimen Wünsche meines Herzens. In einer Nacht, wo es besonders schlecht mit mir stand, wachten Rodriguez und der Arzt bei mir; sie führten ihre Unterhaltung in Deutscher Sprache. Ich verstand nicht ein Wort von dem, was sie redeten, aber an dem Ton ihrer Stimme, an den Bewegungen ihres Gesichtes nahm ich wahr, daß ihr Gespräch lebhafter Art seyn mußte. Der Arzt fühlte zu wiederholten Malen nach meinem Puls und entfernte sich nachdenklich. Ich hatte meine vollkommene Besinnung, und obgleich ich sehr schwach war, konnte ich dennoch eine Unterredung aushalten.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Ansichten des Himalaya.

(Schluß.)

Der schmelzende Schnee erzeugt in dem Himalaya Lawinen, deren ungeheure Größe man schon aus der Breite seines Schneegürtels ermessen kann. Die weißen Häupter des Dhavalagiri und des Katmandu zeigen zwar nicht das herrliche Phänomen des Alpen-Glühens, allein ihre dunkelblauen Adern geben ihnen den feierlichen Typus der Austral-Regionen. Die Hindu's behaupten, daß unter dem Schnee ihrer heiligen Berge ein ewiges Feuer brenne. Am 26. August 1833 zuckte ein fürchterliches Erdbeben wie ein unterirdischer Blitz durch die ganze Kette; aber die vulkanischen Feuer haben, merkwürdig genug, in dem ganzen so gewaltig ausgedehnten Hindostan keine Spuren zurückgelassen. Deutlicher erkennt man die Wirkungen mächtiger Ueberflimmungen an der Wellen-Gestalt und fluvialen Zerstückelung des Bodens; auch haben die höchsten Erdschichten fossile Trümmer aufzuweisen. Doktor Gerard entdeckte 13,000 Fuß über dem Meere und mitten in einer Granit-Lage, die an eine Kalt-Lage gränzt, zahlreiche Vänke aus Mollusken und Verten-Muscheln. Herr Elie de Beaumont hat in seiner schönen Theorie von dem durch Aufwallung entstandenen Krater gezeigt, daß gewisse Theile der Alpen in verschiedenen Epochen sich aufgehöhrt haben; denselben Charakter hat Jacquemont in dem Himalaya nachgewiesen.

Dem Himalaya entsprudeln, wie einem himmlischen Behälter, jene Wassermassen, die anfänglich in paralleler Richtung von seinen Gletschern herabstürzen, um bald darauf in zwei Riesenströme sich zu vereinigen: den Brahmaputra und den Ganges. Der schönste und vornehmste jener Zuflüsse, die schon für sich allein in Europa majestätische Ströme seyn würden, ist der Dschemna, dessen Quellen ganz Hindostan sich andächtig zuwenden, wie die Kufelmänner der heiligen Stadt Mekka. An die Pilger-Reise nach dem Dschemna und dem Ganges denkt der fromme Hindu von Kindheit an, und selten erreicht er die „Marken seiner Tage“, ohne zuvor den geweihten Kühen der Pagoden von Kurali im Himalaya seine Huldigung dargebracht zu haben. Prachtvolle Tempel aus geschnittenem Holze und mit Säulen von gewundener Arbeit, nach Art einer großen Truhe aus dem 17ten Jahrhundert, geben den grandiosen Natur-Scenen des Gebirges noch mehr Relief. Einige Schritte von Kurali, in demselben Distrikte, ruhen die fünf Brüder des Pandu, deren Altäre die unterirdische Pagode von Ellora schmücken, in einem Grabmal aus schwarzem Marmor. Ein unermesslicher Tannen- und Lärchenwald überwölbt die Straße, die von diesem Monumente zu den Quellen des Dschemna führt. Die erstaunliche Höhe des Weges über dem Thale, das Schweigen der Pilger, die oft zu einer Stunde, wo ganz Hindostan in Nacht begraben ruht, während der Himalaya im jungen Morgenschimmer sich röthet, diese Straße ziehen, die Lauben aus Lorbeer-Rosen, welche in diesen düsteren Hallen das Auge erfreuen, der ewige Schneeschleier am Rande des Horizontes und der dunkelblaue Himmel darüber — alles dies vereinigt, macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Gemüth des Reisenden.

Bald hört man das Tosen der Quellwasser, die in achtzig Fuß hohen Kaskaden herabstürzen, vom Gipfel der Felsen her. Ungeheure Tannenstämme, die, gleich Brücken, quer über den Abgründen liegen, führen uns, wie Sprossen einer gigantischen Leiter, bis oben auf die Gipfel, wo ganze Schwärme wilder Vögel beständig hin und her fliegen, als ob der blizende und donnernde Sprudel sie heraufschie. In dieses Quellwasser getaucht, zeigt das Thermometer eine Wärme von 144° Fahrenheit. Ein Engländer aus Delhi, der sich's einfallen ließ, in dem Wasser Eier zu kochen und dann mit großer Kaltblütigkeit zu verzehren, hätte diesen Akt einer profanen Unklugheit beinahe theuer bezahlen müssen. Das Wasser ist sehr hell und schmeckt fade; aber die schwarzen Furchen, die es, den Schnee schmelzend, auf den Gipfeln zieht, beklunden seine eisenhaltige Natur. Die Brahmanen versehen hier das Amt der Cicerone's und führen den Reisenden in diesem imposanten Labyrinth von Strömen, Felsen, Schnee, Dünsten und Wolken herum. Die Kaskaden des Dschemna verschwinden bald unter dem Gürtel, den der Schaum und die Wasserhosen an der Basis der Pils bilden, bald runden sie sich zu einem feuchten Bogen über dem gebückten Haupte des andachtsvoll huldigenden Pilgers. Die Erfüllung des Gelübdes, das die Hindu's zu den Quellen des Dschemna lockt, ist nicht ohne Gefahr; man kann dem wahren Urquell nur im Oktober

nahe kommen, um welche Zeit das Schmelzen der tiefer gelagerten Eismassen die Communication zwischen den Gipfeln der zweiten Etage des Himalaya erleichtert.

In der Region zwischen dem Dschemna und dem Setledsch (Indus) thut sich die Frömmigkeit der Hindu's durch religiöse Feste kund, die einen Charakter haben, der von dem religiösen Ritus in den Ebenen sehr verschieden ist. Das Volk versammelt sich in den Schlünden der höchsten Sewalik-Berge. Man drängt sich mitten im Thale um ein riesiges Piedestal, den Altären der Druiden ähnlich, auf welchem ein beweglicher Wagen steht. Dieser Wagen enthält die Statuen des Nagas oder der guten Schlange, des Budrinath und des Karayan, die letztere doppelt. Das Piedestal ist nichts weiter, als die grob gearbeitete Plattform, auf welcher die Hindu's ihr Getraide dreschen; aber das religiöse Gemüth bringt dieses Werkzeug der Landwirtschaft mit den genannten vier Idolen in einfach erhabene Beziehung. In den Ebenen des Nil, in den Savannen Amerika's, in den wilden Regionen beider Hemisphären giebt es Aerdiefeste, als Embleme des Dankgeföhls für die Gaben der Natur, mögen diese nun reichlich oder spärlich fließen.

Die Idole sind mit den schönsten Stoffen Indiens geschmückt, und zahllose künstliche Federn aus dem seidenartigen Haar der Tibetischen Ziege schmücken ihre Häupter. Die vornehmste Figur, Budrinath, hat achtzehn Köpfe, sechs goldene und zwölf silberne. Aus der Ferne gesehen, gleicht diese Figur einem Kandelaber aus vergoldeter und versilberter Bronze, den die Brahmanen an die Basis des Himalaya gestellt haben, wie an den Altar des Gottes von Asien. Gewinde aus Blumen, die in den Dschungle's gepflückt sind, umgürten die Taille dieser scheußlichen Symbole eines sanftern und poetischen Volkes. Die oberste Heiligkeit wird, trotz ihrer Menge von Köpfen, durch eine Art von Schirm zur Genüge gegen die Sonne geschützt. Zu ihren Füßen tanzte die gläubige Gemeinde, während ein Orchester, mit einem Kapellmeister an der Spitze, ihre choreographischen Bewegungen leitete. Von Zeit zu Zeit stößt der ganze Haufe ein betäubendes Geschrei aus. Die Posaunen der alten Hebräer, die Trompeten der Römischen Legionen und die Leier der Bewohner des Landes Ger waren sicherlich Acolscharfen in Vergleichung mit den barbarischen Instrumenten, deren Töne das Echo der Pils während des Ballettes wiederhallt.

Wie mächtig diese idyllischen Feste auf den neugierigen Europäer wirken, das beweist die romantische Geschichte Moorcroft's. Dieser talentvolle Reisende stand als Arzt im Dienste der Compagnie und erhielt die sehr einträgliche Stelle eines Oberaufsehers der Stutereien. Die Britische Regierung bewilligte ihm öftere Urlaubs-Reisen nach dem Norden des Himalaya, von denen seine Pilgerung an die heiligen Gestade des Sees Mansarower vielleicht die interessanteste ist. Er besuchte diese Gegenden in dem Kostüm und mit dem Charakter eines Fakir's, der das Gelübde, stumm zu seyn, abgelegt hatte; und dieses Mal spielte er seine Rolle glücklich. Auf seiner letzten und tragischen Expedition trug er Persische Kleidung und gab sich ebenfalls für stumm aus; aber bei Gelegenheit eines religiösen Festes öffnete ihm die Neugier den Mund; er verrieth sich als verkappter Europäer, und wurde das Opfer seiner Unklugheit.

Das Niveau des Sees Mansarower liegt, den neuesten Berechnungen zufolge, höher als der höchste Gipfel unserer Alpen. Was den See von Kaschmir betrifft, so ist dieser eben kein Wunder der Natur; er würde sogar neben dem Lago Maggiore in der Lombardei oder neben dem Thuner und Brienzger See eine traurige Figur machen. Seinen wahren Zauber geben ihm die Märchen von Tausend und Eine Nacht und die fabelhafte Dynastie der alten Mongolischen Kaiser; da aber diese Fürsten nur Theater-Könige sind, so waren auch die Denkmale ihrer Größe nur Opere-Dekorationen. Akber, Dschehangir, Schah-Dschehan und Aureng-Seb regierten im 17ten Jahrhundert; sie verschwanden in Kaschmir, ihrer neuen Eroberung, ungeheure Summen. Von all dieser Herrlichkeit ist nichts mehr übrig, als kolossale Bäume. Sogar die Trümmer ihrer Paläste sind größtentheils spurlos verschwunden. Nur die alten Heiligthümer des Indischen Kultus stehen noch aufrecht; ihre große Anzahl und ihr eigen thümlicher, architektonischer Charakter verkünden eine sehr lange Periode einheimischer Madscha's, die der Einführung des Islam (im 11ten Jahrhundert) voranging. Das Windsor dieser fantastischen Könige war Tschalibagh, ein Pavillon mitten im See von Kaschmir. Zwei ungeheure Platanen, vielleicht die schönsten Bäume dieser Gattung, die man auf Erden findet, beschatten das kleine Eiland und den Palast. Dieses Gebäude ist weiter nichts, als ein großer, allen Winden offener Saal, dessen Decke von wunderlich gearbeiteten Säulen getragen wird.

Das reizende Kaschmir ist im Sommer ein wahrer Schmelzofen, dessen Glut die stärkste Europäische Constitution unterliegen muß. In Zeiten anhaltender Dürre sieht man die unglücklichen Bewohner wie Fische, die aus dem Wasser gezogen sind, auf dem versengten Rasen am Ufer ihres Sees sich lagern und ihrem geschwächten Körper durch den Genuß von Opium und Pillen aus Kanthariden-Extrakt eine scheinbare Stärkung geben. Die wandernden Krämer aus Persien verkaufen ihnen das letztere Mittel für schweres Geld. Die Bewohner der Platanen-Insel kochen sich Chinesischen Thee mit Milch, Butter und einem bittern alkalischen Salze. Man trinkt dieses Mischgetränk, das einen herrlichen Geschmack haben soll, aus Tassen von Felsen-Krystall, die sehr geschmackvoll gearbeitet sind.

Die Quellen des Ganges haben einen eben so tropischen

Charakter, wie das Quellgebiet des Dschemna und die heiligen oder historisch merkwürdigen Seen von Mansarower und Kaschmir. Die Brahmanen betrachten einen ziemlich breiten Bergstrom in dem Thale Gherwal, der zu Berai den natürlichen Bogen einer erhärteten Schnee-Brücke entquillt, als den Urquell des Ganges. Diese wunderbare Brücke ist 300 Fuß hoch, und ihre Pfeiler streben, wie gigantische Alabaſter-Kerzen, zum Himmel empor. Allein die wahre Quelle befindet sich drei Englische Meilen höher, an der Basis des Pil's von Bendorpusch. Man kommt von Kurjali nach Gangutri, oder dem Thale der Ganges-Quellen, durch eine Wüste, die ein giftiger, mit Pflanzen-Dünſten geschwängelter Wind von allen Seiten durchwehen soll, und paſſirt dann eine Reihe Cedern-Wälder, in denen der rauheſte Winter mit allen Phänomenen der antarktischen Regionen waltet. Endlich erschließen sich den Blicken des Wanderers die Schneefelder gleich einem Ozean von Schaum, dessen blendende Weiße mit dem blauen Himmel und den schwarzen Gruppen der unten vorgelagerten Wälder schön kontrastirt. Die Luft ist so trocken, daß man auf dem Graſe und am Boden keine Spur von Reif bemerkt.

Wenn der Reisende längs des Stromes Bini-ke-Gurh von dem Rangang herabsteigt, so trifft er ein Bassin, dessen scheinliche Ufer den kryſtallhellen Wasser-Schleier aus Fichten und Lorbeer-Rosen hervorschimmern lassen. Der Bhagirati versorgt diese heilige, von den Händen der Natur im Granitfels ausgehöhlte Urne mit immer neuem Wasser-Vorrath. An dem erwähnten Felsen-Becken erhebt sich eine Pagode mit spitzem Minaret, welche die frommen Gelübde der Pilger empfängt und auf deren Galerie die Abgebatheten ihre Körper in der Sonne trocknen. Der Ganges verdient übrigens seinen Namen erst nach einer langen Reihe pittoresker Wasserfälle zwischen Felsen-Ufern und unter Abhängen, die seinen Lauf lange verhüllen, bis er beim Eintritt in die Ebenen Hindostan's als majestätischer Strom erscheint. Die Schnee-Brücke von Bhagirati wurde zuerst im Jahre 1818 von Hodgson und Herbert bemerkt, und die Hindu's zeigten sich sehr ungläubig, als diese Reisenden nach ihrer Rückkehr versicherten, die Quelle des heiligen Stromes habe durchaus keine Ähnlichkeit mit dem Maule einer Kuh.

Die Schnee-Brücke des Gangutri und die kolossalen Lannen- und Cedern-Stämme, welche quer über den Katarakten liegen, sind nicht die einzigen Denkmale der Ingenieur-Kunst der Eingebornen. Bei Bherchote z. B. haben die Hindu's, um beide Ufer des Flusses in Verbindung zu bringen, aus einer Art Kästen oder Schanzkörben von Lärchenholz, die mit Erde gefüllt sind, zwei Dämme errichtet. Diese Schanzkörbe, die schichtenweise über einander stehen, werden durch gewöhnliche Strebepfeiler, die man in den Grund einrammt, zusammengehalten. Die Schichten beider Dämme rücken einander nach oben zu immer näher und begegnen sich endlich in einer gewaltigen Höhe über dem Niveau des Flusses, wo sie vermittelst eines einfachen Brettes vereinigt sind. Der ganze Bau ist ohne Beihülfe von Stricken oder Mörtel ausgeführt. Ueber dem Dams, einem Zustuffe des Dschemna, hat man eine viel seltsamere und gefährlichere Brücke angebracht. Von dem niedrigen Ufer zu dem höheren ist ein Lau von der Dicke einer Faust gespannt, und an diesem Lau befindet sich eine Rutsch-Maschine mit zwei Handhaben, in welcher der Passagier Platz nimmt. Alsdann wird die Maschine mit aller Gewalt, die aus der Neigung des Seiles sich ergibt, hinabgelassen, und der Passagier erreicht etwas athemlos, aber doch mit gesunden Gliedern, das jenseitige Ufer.

Die Meisterwerke der Industrie der Gurka's oder Sihl's verbleiben aber gar sehr neben den excentrischen Ergößlichkeiten, welche der im Norden Bengalens angeſessene Britte erfährt, um sich für das schreckbar schnelle Hinwelken seines Körpers in diesem Klima schadlos zu halten. Wir sprechen hier nicht gerade von der Diät, obſchon es faktisch ist, daß die nächsternsten der zwischen Delhi und Scharenpuhr wohnenden Briten den Champagner als Lischwein trinken und den Bordeaux die Stelle des Wassers vertreten lassen. Es giebt auch gefahrvolle und halsbrechende Zeitvertreibe in Menge. In Kaschmir folgt man bei der Eberjagd einer Methode, an welcher Frankreichs und Englands Waidmänner keinen großen Geschmack finden würden. Die Krieger der Sihl's errichten Thürme aus Laubwerk und Zweigen, in welchen die Kadſcha's oder großen Herren mit ihren Jagdflinten Posto faſſen. Dann zerstreuen sich die Sihl's in den Wäldern und treiben die wilden Eber aus ihren Schlupfwinkeln nach der Gegend, wo die Thürme stehen. Die wüthend gemachten Eber kommen mit fürchterlicher Gewalt herangestürzt; allein die Kadſcha's nehmen sie mit ihren fernhinterstehenden und nie des Zieles verfehlenden Büchsen so gut in Empfang, daß den grunzenden Ungeheuern keine Ruhe bleibt, um ihren Feinden den Leib aufzuschließen. Auch das zartere Geschlecht findet an den gefährlichen Jagden im Himalaya schon Vergnügen; oft sieht man bei kühlem Wetter hübsche Frauen von Simla auf Elephanten steigen und mit abgerichteten Falken, welche die sie begleitenden Spahi's auf der Faust tragen, den Dschongle's jureiten. Diese blutdürstigen Vögel schießt man gegen die anmuthige blaue Antilope (Reil:ghah), welche Hodgson beschreibt, und gegen die vierhörnige Tschikara. Mit eisernen Sporen bewaffnet, stürzt sich der Falke auf seine Beute und hakt dem harmlosen Thier ohne Erbarmen die schönen Augen aus, die in der Phantastie morgenländischer Dichter mit den sanften, schwimmenden, schwach leuchtenden Lichtsternen der Damen von Lahor und Kaschmir wetteifern. Miß Emma Roberts hat uns in ihren Briefen über Hin-

doſtan diese Jagden so romantisch geschildert, daß wir den Geschmack ihrer Landsmänninnen an solch einem barbarischem Zeitvertreibe fast entschuldigen müssen.

C h i n a.

Außerer Anblick von Canton.

Nachstehende Skizzen entlehnen wir der kürzlich erschienenen Reisebeschreibung des Nord-Amerikanischen Wundarztes Dr. Ruschenberger *). Der Verfasser, welcher gegenwärtig in Philadelphia lebt, bekennt sich bei Gelegenheit der Herausgabe dieses Buches auch zu dem bekannten und interessanten Anonymon: „Three years in the Pacific“ (London, 1836). Das neue Werk handelt von einer in Angelegenheiten der Regierung der Nord-Amerikanischen Freistaaten unternommenen Reise. Hr. Edmund Roberts war bekanntlich schon im Jahre 1832 mit dem „Peacock“ zur Anknüpfung von Handels-Verbindungen ausgesandt, und die Unterhandlungen mit dem Sultan von Muscat wie auch mit dem Kaiser von China waren ihm zur allgemeinen Zufriedenheit gelungen. Als diese Präliminarien nach seiner Rückkehr im Juni 1834 von dem Präsidenten und dem Senate ratifizirt waren, wurde eine zweite Reise zum völligen Abschlusse dieser Angelegenheit nöthig, auf welcher ihn der Tod am 12. Juli 1836 in Makao ereilte. Dr. Ruschenberger, der an dieser Expedition Theil nahm, war nicht nur von ihm dringend zur Beschreibung der Reise aufgefordert, sondern auch durch Mittheilung von allerlei Dokumenten und Notizen zur Abfassung des vor uns liegenden Werkes begünstigt. Nachstehendes ist dasjenige, was der Verf. über den äußeren Anblick von Canton sagt:

„Canton oder, wie es auf den Chinesischen Landkarten genannt wird, Kwang-tung Sang-ching (d. h. die Hauptstadt der Provinz Kwang-tung) liegt an dem nördlichen Ufer des Choo-keang oder Perlenstroms, von der See 60, von Makao etwa 80 Engl. Meilen entfernt. Die fremden Faktoreien liegen in geringer Entfernung der südwestlichen Ecke der Stadtwälle zu.

Die Landschaft in der Umgegend der Stadt ist reich und mannigfaltig, obgleich sie nichts Großartiges darbietet. Während der Boden nach Norden und Nordosten zu hügelig und gebirgig wird, eröffnet sich nach allen anderen Richtungen hin eine weite Aussicht. Die zahlreichen Flüsse und Kanäle liefern einen Ueberfluß an Fiſchen; man erblickt sie meistens mit Bötchen von den verschiedensten Gestalten bedeckt, indem ein lebhafter Verkehr die benachbarten Dörfer und Städte mit der Hauptstadt verbindet. Südwärts von der Stadt bedeckt das Wasser, so weit das Auge reicht, eine beträchtliche Fläche, vielleicht ein Drittheil der Landschaft. Das Niederland besteht aus Reisfeldern, zwischen denen nur hin und wieder kleine Hügel und einzelne Baumgruppen sich erheben, um einige Mannigfaltigkeit in diese sonst ganz gleichförmige Gegend zu bringen. Die Stadt ist, selbst die Vorstädte mit eingerechnet, nur von geringem Umfange, allein um so vollreicher; ihre Wichtigkeit beruht einzig auf dem Binnen- und auswärtigen Handel.

Die eigentliche Stadt Canton gehört zu den ältesten Theilen des Kaiserthums. Es dürfte schwierig, ja es mag unmöglich seyn, über ihre ursprüngliche Lage, ihren Namen und über die Periode ihrer Entstehung gewisse Auskunft zu geben; die Historiker setzen ihre Gründung mehr als zweitausend Jahre zurück.

Der innerhalb der Stadtmauern gelegene Theil von Canton ist beinahe in Gestalt eines Vierecks gebaut; er ist wiederum durch eine von Osten nach Westen laufende Mauer in die Altstadt und Neustadt getheilt. Die Straßen sind zahlreich und sehr krumm, in der Breite von 2 bis 16 Fuß verschieden; jedoch sind die meisten 6 bis 8 Fuß breit und mit großen Steinen, hauptsächlich mit Granit, gepflastert. Der ganze Umfang der aus Sand- und Ziegelstein erbauten Stadtwälle wird auf sechs Engl. Meilen geschätzt; in der Höhe differiren sie zwischen 20 bis 30, in der Breite zwischen 20 und 25 Fuß.

Diese Wälle sind durch 16 schmale Thore unterbrochen, in welche Ausländer nicht eingelassen werden; nur bei ausgebrochenen Feuersbrünsten, zu denen man ihre Hülfe angelegentlich sucht, macht man von diesem Verbote eine Ausnahme. Die Vorstädte sind im Ganzen weniger volkreich und groß, sonst aber der Stadt sehr ähnlich.

Die fremden Faktoreien oder die von den fremden Faktoren und Kaufleuten eingenommenen Gebäude bilden ein am Strome liegendes Grundstück, welches von Osten nach Westen etwa 200 Engl. Ellen lang und von Norden nach Süden 150 Ellen breit ist. Sie sind theils von Granit, theils von Ziegelsteinen erbaut und haben eine Hauptfront mit einer auf Pfeilern ruhenden Veranda **); die Zwischenräume der Pfeiler sind mit Venetianischen Fensterläden ausgefüllt. Sie bilden mit den Amerikanischen und anderen fremden Klagen auf den Zinnen einen ziemlich grellen Kontrast gegen die Umgegend. Vor ihnen liegt ein offener, ihnen an Länge gleichkommender und 30 Ellen breiter Platz, der an der Fassade der Gebäude mit einem breiten Pflaster durchkreuzt ist, welches den Ausländern, streng genommen, als Gränze ihres Geschäftsbetriebes gelten soll. Indes sieht man sie dennoch in ihren Bötchen auf dem Strome umherfahren und gelegentlich Honan und die Fati-Gärten besuchen, ja man erblickt sie auch in den Vorstädten und in den die Wälle umgebenden Ebenen von Canton.

*) A Voyage round the World; including an Embassy to Muscat and Siam, in 1835, 1836 and 1837. Philadelphia, 1838.

** Eine hier leicht gebaute bedeckte Gang, eine Art Altan mit Geländer.

Die Faktoreien sind das Eigenthum der Hong-Kaufleute, einer Gesellschaft von zwölf Chinesen, die durch ihre Vermittlung die Verbindungen zwischen den auswärtigen Residenten und der Chinesischen Regierung leiten. Die sogenannten „dreizehn Faktoreien“ haben alle sehr wohlklingende und glückbedeutende Namen. Die erste von der Ostseite her, die von den Ausländern Bucht-Faktorei genannt wird, heißt bei ihnen Faktorei „des Friedens und der Gerechtigkeit“; die zweite (Niederländische) ist ihnen die Faktorei „der gesammelten Gerechtigkeit“; die dritte (Britische) die „Ruhe sichernde“; die vierte „die große Faktorei der überströmenden Fülle“; die fünfte „die Alt-Englische“; die sechste „die Schwedische“; die siebente „die Reichs-Faktorei“; die achte „die kostbare und glückliche“; die neunte (Amerikanische) „die Faktorei der reichen Quellen“. Die letztgenannte wird durch die China-Strasse von der zehnten getrennt, die einem Kaufmanne aus Canton, Mingqua, gehört; die elfte ist die Französische, die zwölfte die Spanische, die dreizehnte, durch die neue China-Strasse davon getrennt, ist die Dänische Faktorei. Jede von diesen Faktoreien oder, wie sie in der Chinesischen Sprache gewöhnlich heißen, Hongs ist durch enge Gäßchen in fünf oder mehr Häuser getheilt. Ein breiter Weg führt mitten durch jeden Hong von der Front zum Hintergrunde, von wo aus man auch in einige Häuser und Faktoreien gelangen kann.

Als ich beim Landen die sogenannte Reichs-Hong betrat, kamen mir sogleich einige Chinesische Mägde entgegen, die den Fußboden lehrten; sie trugen saubere weiße Kleider und Schuhe mit hölzernen Sohlen; ihr Haar war äußerst zierlich geflochten. Ein alter Mann mit einer Feder in der Hand trat eilig aus seinem links liegenden Amtszimmer und gab an die Umstehenden einige Winke. Man führte uns die Treppe hinauf, wo wir von alten Bekannten bewillkommnet wurden. Jedem von uns wurde eine Magd zugetheilt, so daß wir in dieser Provinzialstadt „des blumigen Landes“, wie es die Chinesen in ihrer prunkenden Grandiloquenz zu nennen belieben, in wenigen Minuten für die Dauer unseres Aufenthalts bequem und gemüthlich eingerichtet waren.

Nur „Mädchen, große Flinten und andere Kriegswaffen“ dürfen von Fremden nicht nach Canton gebracht werden; dagegen findet man hier bereits allen möglichen Europäischen Aufwand der Tafel und eine recht anständige und bequeme häusliche Einrichtung. Das System der Einlogirung ist dem in Indien ähnlich; nur daß der Vermietter hier stets „Comprador“ ist, daß mithin der Gast in allen mit seinem Haushalte in Verbindung stehenden Angelegenheiten ganz und gar von ihm abhängt. Der Comprador hat in seiner Stellung eine ganz eigene Gewalt; er dingt die Mägde, er besorgt die Tafel, alle Wirtschafts-Angelegenheiten stehen nur unter seiner Kontrolle. Zugleich ist er auch Banquier; er bezahlt auf Ordre seines Miethers bei allen Einkäufen, so daß man Jahre lang in Canton leben kann, ohne seine Hand an die Börse zu legen. Uns kam dieses Arrangement äußerst erwünscht; statt uns beim Einhandeln von so vielen einzelnen Kleinigkeiten mit Geld zu schleppen, legten wir bei unserm würdigen Comprador eine bestimmte Summe nieder und stellten dann bei vorkommenden Gelegenheiten Wechsel auf ihn aus, welche die Krämer und Kaufleute eben so gern als baares Geld nahmen.

Die Zahl der Fremden ist mäßig; es sind ihrer, die Diener mit eingerechnet, nicht über 150. Gesellschaftliche Besuche und Gastmähler sind häufig; man darf indeß schwertlich behaupten, daß diese Bande der Speisen und Weine eine wirkliche Bekanntheit herbeiführen. In dem zur gegenseitigen Annäherung der Fremden etablirten „Union Club“ zeigen sich nicht selten unerfreuliche Gesinnungen, die aus der Rivalität in Geschäfts-Verhältnissen entspringen. Die älteren Ansiedler enthalten sich des Weins, weil sie einen ungünstigen Einfluß auf die Gesundheit fürchten, und trinken an seiner Statt Thee, was sich denn seltsam genug ausnimmt und von einem nicht daran gewöhnten Auge leicht mißdeutet werden kann. Eine alte dem Genuße des Thee ergebene Dame mußte durch einen Besuch in Canton für ihr ganzes Leben unglücklich werden, so sehr verliert dieses Chinesische Produkt durch den Transport auf dem weiten Meere an Schmachhaftigkeit und Blume.

Mannigfaltiges.

— Der neue William Shakespeare. Die Zeitungen haben bereits berichtet, daß in den letzten Wochen ein junger Mann, welcher William Shakespeare heiße und angeblich ein Nachkomme des unsterblichen Dichters sey, die Londoner Bühne betreten habe, ohne jedoch sonderlichen Beifall sich zu erwerben. Der junge Mann hatte zu diesem Behufe einige dramatische Scenen gedichtet, in denen er als der große Shakespeare auftrat, was allerdings ganz geeignet war, die Neugierde des Publikums zu erregen, aber er hatte sich dadurch auch dreifache Schwierigkeiten gemacht, denn nicht bloß die Person und das Spiel des Debütanten sollten jetzt Ähnlichkeit mit dem Bilde und der Erscheinung haben, die uns von dem Dichter nach alten Traditionen vorschweben, sondern auch an seine schwachen dramatischen Versuche wurde unwillkürlich der kolossale Maßstab unerreichbarer

Meisterwerke gelegt. Kein Wunder ist's also, wenn das erste Debüt so gut wie durchfiel. Gleichwohl aber war die erste sehr gut berechnete Erscheinung des jungen Mannes ungemein überraschend: die Scene eröffnete sich nämlich vor dem Globe-Theater, dem alten Schauplatz des großen Hofschauspielers der Königin Elizabeth, wo eben einige seiner Kollegen über bekannte Ereignisse der damaligen Zeit ihren Scherz treiben, als die Thüren des Theaters aufgemacht werden und man den Dichter, an ein Piedestal gelehnt, in derselben Stellung erblickt, in der ihn sein Denkmal in der Westminster-Abtei darbietet. Das Publikum brach in den lautesten Beifall aus; der junge Shakespeare schien wirklich der alte zu seyn: es war dieselbe Gestalt und dasselbe nachdenkliche Haupt, an dem besonders die hohe Stirn und das etwas bleiche Gesicht die Ähnlichkeit täuschend machten. Aber als der Schauspieler in den Vordergrund trat und zu sprechen begann, war auch der Dichter mit Einem Male verschwunden. Die Scenen, in denen Shakespeare vorgeführt wurde, waren etwas unzusammenhängender Art, und der gemeinsame Titel, den man ihnen gegeben: „Der Königin Befehl“, war eben auch nur etwas Aeußerliches und Zufälliges. Man hatte nun einmal Shakespeare und nichts als Shakespeare im Sinne und fand sich daher um so mehr in seinen Erwartungen getäuscht; ja, Manche gingen in ihrem Unmüthe so weit, das Ganze für eine Entweihung von Shakespeare's Schatten zu erklären, und dieser Unmüthe ging auch in die öffentlichen Blätter über, wo dem armen jungen Manne gar übel mitgespielt wurde — viel übler, als er's in der That verdiente, denn Anlagen und guter Wille sind ihm nicht abzusprechen, und was konnte er für die übertriebenen und seltsamen Erwartungen, die die Leute mit ins Theater gebracht hatten? Als daher der Hagel der Kritik gar zu arg gegen ihn wurde, ließ er ein Schreiben in die Times einrücken, das ganz geeignet war, den unbefangenen Theil des Publikums wieder mit ihm zu versöhnen, und mit dem Eindruck, den dasselbe gemacht, wird er nun wohl seine Debüts vor einem nachsichtigeren Hause fortsetzen können. Jenes Schreiben lautete wie folgt:

„Mein Herr! Selbst in Ihrem Tadel erkenne ich nur Freundschaftliches, denn Ihre Kritik macht mich auf Irrthümer aufmerksam, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte und nun verbessern werde. Sie haben das Messer des erfahrenen Wundarztes gebraucht, während Andere mich mit dem Werkzeuge des Schlächters verstümmelten. Ich bin auf das Notheste mißhandelt worden, weil ich einen in der Gegend meines Geburtsortes sehr verbreiteten Familiennamen trage (die Shakespeares sind dort eben so häufig wie die Erdbeeren). Mein armer, aber rechtschaffener Vater gab mir den Namen, und da ich ihn niemals entehrt habe, so hielt ich es auch nicht für nöthig, ihn zu verändern, als ich, meiner Lieblingsneigung folgend, die Londoner Bühne zu betreten suchte. Sollte meine Aufführung zu irgend einer Zeit der Art seyn, daß sie dem Namen, den ich führe, zur Schande gereichte, so werde ich ihn augenblicklich ablegen; bis dahin aber unterzeichne ich mit aller Bescheidenheit William Shakespeare.“

„Nachschrift. Einer der Herren Kritiker behauptet, daß ich ein „armer Teufel“, ein „kranker Mensch“ und ein „schlechter Kerl“ sey. Das sind gar harte Benennungen für einen allein stehenden Fremdling in dieser großen Menschen-Wildniß! Der Kritiker muß seine Feder wohl in die Galle seines Herzens taucht haben. Daß ich arm bin, gebe ich zu; daß meine Gesundheit nicht die beste, bedaure ich; daß ich aber ein schlechter Kerl sey, ist eine unverantwortliche Lüge.“

— Falstaff, in Musik gesetzt. Auf dem Italienischen Operntheater in London sind Shakespeare's „Luftige Weiber von Windsor“, in eine Oper verwandelt, zur Aufführung gebracht worden. Die Musik sollte, wiewohl ihr ein Italienisches Libretto zum Grunde gelegt wurde, doch eine Englische seyn, denn ein Engländer, Herr Balfe, hatte sie komponirt, und darum wurde vorzugsweise auch ein echt Englischer Stoff gewählt. Aber trotz dem, daß Shakespeare's Genie, wie der Geist Gottes, über den Wassern schwebte, trotzdem, daß der berühmte Lablache, der sich zu diesem Behufe aus allen dicken Engländern ein Studium gemacht hatte, den Sir John Falstaff sang, konnte man doch in Herrn Balfe's Musik nichts Anderes als eine Nachahmung, wenn auch eine nicht mißlungene, der neuesten Italienischen Süßigkeiten à la Donizetti, Mercadante &c. erkennen. Herr Balfe versucht sich in allen Fächern, bald in großen heroischen Opern, wie seine „Jungfrau von Orleans“, die mit einem Spektakel auftritt, der den in den bekanntesten Französischen und Deutschen Helden-Compositionen noch überbietet, und bald in kleinen Opern mit leichten Vaudeville-Melodien, die er rascher noch, als es Mozart je vermocht, von einem Tage zum anderen aus dem Aermel schüttelt. Die Englische Musik wird jedoch, wie es scheint, durch Herrn Balfe noch weniger zu einem Europäischen Rufe gelangen, als durch seinen Vorgänger Barnett, den Komponisten der „Fair Rosamond“, der ausländischen Musikkundigen durch seine Balladen und Lieder wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Die Engländer haben nun einmal kein musikalisches Genie, und wenn die kunstliebende junge Königin, wie es heißt, die Absicht zu erkennen gegeben hat, eine Deutsche Operngesellschaft in England protegirten zu wollen, so darf dies gewiß als ein neuer Beweis ihres guten Geschmackes angesehen werden.